

(Nachdruck verboten.)

44]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Die Jungen hatten Auftrag von ihren Eltern, gut auf sich acht zu geben — die alte Schifferwitwe Marta hatte drei Nächte hintereinander die See mit kurzem Wellen eine Leiche fordern hören. Auch davon sprachen sie, und darüber, wann sich die Fischer wohl wieder hinauswagen würden, während sie am Strande umhersprangen. „Eine Flasche! Eine Flasche!“ rief plötzlich einer von ihnen und fuhr hart am Wasser entlang, er hatte ganz deutlich eine Flasche aus der Brandung da hinten auftauchen und wieder verschwinden sehen. Die ganze Schar stand lange da und starrte gespannt in den Schaumstrudel. Nilen und noch einer hatten die Taschen abgeworfen, um bereit zu sein, hinauszuspringen, sobald sie sich wieder zeigte.

Die Flasche kam nicht wieder zum Vorschein, aber die Phantasie war in Fluß geraten, jeder Junge hatte seine eigenen feierlichen Kenntnisse von der Sache. Jetzt zur Zeit der Äquinocialstürme ging wohl manch eine Flasche über die Schiffswand mit einem letzten Gruß an die am Lande. Strenge genommen lernte man ja nur deswegen schreiben — um seinen Zettel schreiben zu können, wenn die Stunde kam. Dann ging die Flasche vielleicht in den Wagen eines Haifisches, vielleicht wurde sie von dummen Bauern aufgefischt, die sie ihrer Frau mitbrachten, damit sie Getränke darauf abzapfte — das war ein wohlgemeinter Hieb auf Pelle. Aber es kam auch wohl vor, daß sie gerade da an Land trieb, wohin sie bestimmt war; und im übrigen war es die Sache des Finders, sie bei der nächsten Obrigkeit abzuliefern, wenn er nicht seine rechte Hand einbüßen wollte.

Dort am Hafen gingen die Wellen über die Mole, die Fischer hatten ihre Boote auf das Ufer hinaufgezogen. Sie hatte keine Ruhe in der warmen Stube, die See und das böse Wetter hamnten sie an den Strand, Tag und Nacht. Sie standen im Schuß der Boote, gähnten kräftig und starrten auf die Tiefe hinaus, wo von Zeit zu Zeit ein Segler vorüberschoß wie ein vom Sturm verschlagener Vogel.

„Kommt herein, kommt herein!“ riefen die Mädchen von der Tür des Schulhauses her, die Jungen schlenderten langsam hinauf. „Fris ging vor dem Pult auf und nieder, er rauchte seine Pfeife mit dem Wilde des Königs, die Berlingske Zeitung guckte ihm aus der Tasche. „Zu Platz! Zu Platz!“ rief er und schlug mit dem Rohrstock auf das Pult.

„Is da was neues!“ fragte ein Junge, als sie zu Platz gekommen waren — es geschah wohl, daß Fris ihnen die Schiffsnachrichten laut vorlas.

„Das weiß ich nicht!“ antwortete Fris mürrisch. „Könnt Ihr die Tafeln und Rechenbücher herausholen.“

„Ah, wir soll'n rechnen! Ah, das is fein!“ Die ganze Klasse freute sich sichtbar, während sie die Sachen herausholten.

Fris teilte nicht die Freude der Kinder an dem Rechnen — seine Begabung war rein historischer Art, wie er zu sagen pflegte. Aber er kam ihrem Verlangen entgegen, weil jahrelange Erfahrung ihm sagte, daß an einem Unwettertag wie heute leicht die Hölle los sein könne; das Wetter hatte einen eigentümlichen Einfluß auf die Kinder. — Er selbst verstand sich nur auf Chr. Hansens I. Teil, aber da waren ein paar Bauernjungen, die sich auf eigene Hand bis in den dritten Teil hineingearbeitet hatten, die halfen den anderen.

Die Kinder waren ganz von der Arbeit in Anspruch genommen und lagen ihr mit Eifer ob, ihre langen, regelmäßigen Atemzüge stiegen und fielen im Schulzimmer als tiefe Ruhe, es war ein fleißiges Wandern zu den beiden Rechenmeistern. Nur von Zeit zu Zeit ward der Fleiß von einem kleinen Gaunerstreich unterbrochen, der als Erinnerung diesem oder jenem überkam, aber sie beruhigten sich bald wieder.

Ganz unten in der Klasse ertönte ein Schluchzen, deutlicher und deutlicher; Fries legte ungeduldig die Zeitung nieder.

„Peter weint.“ sagten die Zunächststehenden.

„So—o!“ Fries guckte weit über die Brille hinweg. „Was gibts denn da?“

„Er sagt, er weiß nich mehr, wieviel zwei mal zwei is!“ Fris stieß Luft durch die Nase aus und griff nach dem Rohrstock, befann sich jedoch. „Zwei mal zwei ist fünf!“ sagte er ruhig. Dann lachten sie ein wenig über Peter und arbeiteten weiter.

Lange herrschte ausschließlich Fleiß, da erhob sich Nilen, Fries sah es, fuhr aber fort zu lesen.

„Was is leichter, ein Pfund Federn oder ein Pfund Weiz Das steht nich hinten in den Auflösungen.“

Fris Hände zitterten, während er die Zeitungen sich hielt, um irgend etwas Wichtiges darin sehen zu können. Die kleinsten Teufel machten sich seine Mittelmäßigkeit im Rechnen beständig zunutzen; aber er wollte sich nicht mit ihnen einlassen. Nilen wiederholte seine Frage unter dem Gefiecher der anderen, aber Fries überhörte es — er war so in seine Lektüre vertieft. Dann schloß die Sache von selbst ein.

Fris sah nach der Uhr, er konnte ihnen bald ihre Pause geben — so eine recht lange Pause. Dann nur noch eine kleine Stunde Quälerei, und dieser Schultag konnte als überstandene Widerwärtigkeit ad acta gelegt werden.

Pelle stand auf seinem Platz mitten in der Klasse, er hatte Mühe, sein Gesicht in die rechten Falten zu legen und mußte so tun, als wenn seine Nachbarn ihn störten. Endlich brachte er es heraus, aber die Klappohren waren ein wenig rot an den Spitzen: „Wenn ein Pfund Mehl zwölf Dore kostet, was kostet dann eine Tonne Kohlen?“

Fris sah eine Weile da und sah Pelle unentschlossen an, es tat ihm innerlich immer mehr weh, wenn Pelle ungezogen gegen ihn war, als wenn es die anderen taten — er hatte sich in den Jungen vernarrt. „N—na!“ sagte er bitter und kam langsam mit dem dicken Rohrstock in der Hand — „na — na!“

„Deß Dich!“ flüsterten ihm die Jungen zu und schidten sich an, Fris den Durchgang zu versperren. Aber Pelle tat etwas, das gegen alle Regeln und Gewohnheiten verstieß und ihm trotzdem Respekt verschaffte: Statt sich gegen die Prügel zu decken, trat er frei vor und streckte beide Hände aus, die Handflächen nach oben; er hatte einen dunkelroten Kopf.

Fris sah ihn überrascht an und hatte zu allem anderen mehr Lust als zum Prügeln — Pelles Augen erfreuten ihn bis ins Herz hinein. Er verstand sich nicht auf die Kategorie Jungen; aber Menschen gegenüber war er feinsüßig, und hier machte sich etwas Menschliches geltend — es würde Unrecht sein, es nicht ernsthaft zu nehmen! Er zog Pelle einen tüchtigen Hieb über die Hände und warf dann den Rohrstock hin. „Pause!“ sagte er kurz und wandte den Jungen den Rücken.

Der Gisch spritzte bis an die Mauer des Schulhauses herauf. Draußen auf der See, eine Strecke vom Ufer entfernt, segelte eine Schute, sie sah sehr mitgenommen aus und war in der Gewalt des Unwetters; sie jagte schnell ein Stück vorwärts und stand dann still und schaukelte eine Weile, ehe sie sich wieder bewegte — wie ein Betrunkener — auf das südliche Riff zu.

Die Jungen hatten sich hinter dem Schulhause verkrochen, um ihr Frühstück im Schuß zu verzehren, aber plötzlich donnerte es hohl von Holzschuhstiefeln auf der Strandseite; der Strandvogt und ein paar Fischer liefen vorüber. Und nun kamen sie in tausender Fahrt mit den Rettungsapparaten herbeigeilt. Die Mähnen der Pferde flatterten im Winde. Es lag etwas Anstündendes in der Fahrt, die Knaben mußten alles hinwerfen und sich anschließen.

Die Schute war nun ganz unten an der Landzunge, sie lag da vor Anker und stampfte und ließ die Wellen über sich hinspülen, das Achterende dem Riff zugewendet, sie glück einem alten Gaul, der wütend gegen das Hindernis hinten ausschlägt. Der Anker konnte sie nicht halten, sie trieb rückwärts auf das Riff zu.

Es waren eine Menge Menschen am Strande, von der Küste wie auch vom Lande her — die Bauern waren offenbar heruntergekommen, um zu sehen, ob das Wasser naß war! Die Schute war auf Grund gestoßen und lag da und wollte auf dem Riff; sie hatten an Bord wie Schweine manövriert — sagten die Fischer — übrigens war es kein Ruffe, sondern eine Dappenschute. Die Wellen gingen über sie hin, so daß der ganze Kadaver zitterte; die Mannschaft war in die Tafelage

gekrochen, da hingen die Leute und fochten mit den Armen. Sie riefen wohl etwas, aber die Brandung verschlang es.

Velle hing mit Augen und Ohren an allen Vorbereitungen; er zitterte vor Spannung und mußte mit seiner krankhaften Anlage kämpfen, die sich jedesmal wieder zeigte, wenn irgend etwas das Blut in ihm zum Wallen brachte. Am Strande waren sie beschäftigt, sie trieben Pfähle in den Sand ein, um die Winde zu halten und ordneten Taus und Trossen, damit das Ganze glatt gehen konnte. Auf die lange, dünne Leine, die die Rakete nach dem Schiff hinaustragen sollte, wurde besondere Sorgfalt verwandt; sie wurde wohl zehnmal gerichtet.

Der Lotsenkommandeur stand da und stellte den Rettungsapparat zum Zielen ein — sein Blick war wie eine Klaue, indem er hinausgeschweifte und wieder zurückkehrte, um die Entfernung zu messen. „Alles klar!“ sagten die anderen und gingen beiseite. „Alles klar!“ antwortete er ernsthaft. Einen Augenblick war es ganz tot, er stellte und stellte wieder zurück.

Su—p—p—p—u! Die dünne Leine stand wie ein zitternder Wurm in der Luft, bohrte sich mit ihrem wildgewordenen Kopf draußen in den Nebel über der See; von der Rolle jagte ihr Körper mit freischendem Rucken und ritt hinaus auf tiefen Brummtönen, und weit da draußen kämpfte er sich vorwärts durch den Sturm. Die Rakete hatte die Begeßlänge vortrefflich zurückgelegt, sie war eine Strecke über das Brack hinausgeschossen, aber zu weit windwärts. Sie hatte sich matt gelaufen und stand nun und schlingerte in der Luft wie ein unruhiger Schlangenkopf, während sie sich herabsenkte.

„Sie geht vorneherum!“ sagte ein Fischer. Die anderen schwiegen, aber man konnte es ihnen ansehen, daß sie dasselbe dachten. „Es kann noch kommen!“ entgegnete der Lotsenkommandeur. Die Rakete hatte das Wasser ein gutes Stück nordwärts getroffen, aber die Leine stand noch in einem Bogen in der Luft, der Druck hielt sie da oben. Sie fiel in langen Stößen südwärts, schlug ein Paar Falten vor dem Sturm und legte sich matt über den Vordersteven des Schiffes. „Da is sie! Sie hat famos getroffen!“ riefen die Jungen und sprangen im Sande umher, die Fischer trampelten vor Freude herum, nickten dem Lotsenkommandeur mit dem Kopf zu und sahen sich anerkennend an. Da draußen krabbelte ein Mann in der Takelage herum, bis er die Leine gepackt hatte, dann trock er wieder zu den anderen in die Wanten hinab. Es mußte schwach bestellt sein mit ihren Kräften, denn sie rührten sich nicht weiter.

Am Ufer herrschte große Geschäftigkeit. Die Winde wurde noch fester in den Boden eingerammt und der Rettungsstuhl klar gemacht. Die dünne Leine wurde mit einem dreiviertelzölligen Tau zusammengeknüpft, das wiederum die schwere Trosse an Bord schleppen sollte — es kam darauf an, daß alle Gerätschaften hielten. An der Trosse hing eine Tasse so groß wie ein Kopf, in der die Ziehtaue laufen sollten; man wußte ja nicht, was für Hilfsmittel sie an Bord so eines Seelenverkäufers hatten. Der Sicherheit halber wurde eine Tafel an die Leine gebunden, die auf englisch besagte, daß sie so lange ziehen sollten, bis die Trosse Kaliber so und so an Bord käme; das war überflüssig für gewöhnliche Menschen, aber man wußte ja niemals wie dumm solche Fimnlappen sein konnten.

„Nun könnten sie meinetwegen gern da draußen ziehen, so daß die Sache ein Ende bekäme!“ sagte der Lotsenkommandeur und schlug die Hände gegeneinander.

„Sie sind am Ende zu arg herunter — sie haben wohl Schlimmes durchgemacht!“ sagte ein junger Fischer.

„Ein dreiviertelzölliges Tau müßten sie doch wohl zu sich heranziehen können. Bindet eine Hilfsleine an das Tau, so daß wir ihnen behilflich sein können, die Trosse an Bord zu ziehen — wenn es so weit kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Burg des Glücks.

Von Alfred Semeray.

(Schluß.)

Da rief es wieder ungewiß und bang. Den Herzog durchblühte der Gedanke beschämend und mahnend: Piero rettete Dich. Er halte Du ihm die Entfesselung!

Er sprang die Stufen hinunter zum Torwart. Plötzlich entsann er sich seines strengen Befehls, niemand in die Burg zu lassen. An der Luke zu unterst der Treppe stand er still, löste das

Seil und warf es hindurch. Wie eine Schlange schoß es in die Tiefe.

Es straffte sich bald; Bianca hatte es erfaßt und klammerte sich an. Er bog sich vor und sah sie, einer Nage gleich alle Vorsprünge im Gemäuer benützend, langsam aufsteigen. Wie sie ratlos einmal inne hielt, zog er behutsam an. Er bog sich zurück, daß die Brust sich unter schwerem Atem wölbte und die Muskeln schwellen. Er hob sie sacht, jetzt schwebte sie nur wenige Fuß noch unter ihm. Eine letzte kräftige Bewegung brachte sie an die Luke, er ergriff sie an den Händen und zog sie zu sich. Einen Augenblick ruhte ihr Kopf auf seiner Schulter, ehe er sie auf der Treppe niedergleitend ließ.

Mit wogender Brust, den Atem durch die gepreßten Lippen stoßend, stand sie vor ihm. Dann erkannte sie ihn und erschraf. „Ihr habt mich hinaufgezogen, der Herzog selbst?“ Staunend blieben ihr die Worte an den Lippen hängen. Rasch faßte sie seine Hand und drückte ihre Lippen darauf.

Chismondo entzog sie ihr, winkte ihr: „Kommt!“ und stieg voran. Sie tastete sich ihm Stufe für Stufe nach. Einmal, da die Treppe in kurzem Bogen sich wand, suchte er ihre Hand und führte sie sacht um die Rundung in die Höhe.

Hier stieß er eine Tür auf, trat durch einen dämmernden Vorraum und fand in der Kammer Piero, bei einer Oellampe einen Schwertknauf pudend. Der Alte fuhr auf, daß der Stahl auf dem Steinen klirrte, und grüßte ihn. Da zog Chismondo das Mädchen, das hinter ihm geblieben war, in das Licht.

Bianca stürzte vor und sank dem Alten um den Hals, der sie mit unterdrücktem Schrei und zitternden Händen umschlang. Endlich löste sie sich aus seinen Armen und zog ihn mit sich vor dem Herzog auf die Anie: „Er hat mich gerettet!“ jubelte sie.

Chismondo sah unter kräftig und schön geschwungenen Brauen ihre Augen, bläulichen Lichtern gleich, zu ihm aufstrahlen und wehrte sanft ihrem Kopf, der sich stürmisch auf seine Hand senken wollte. Mit leiser Lieblosung glitten seine Finger über ihren dunkeln Haartranz, aus dem sich krause Härchen emporstahlen. Wie Seide warm und weich waren die Flechten, und ein köstlicher Duft von Jugend und Kraft stieg, da er sich neigte, um sie aufzuheben, zu ihm empor.

Piero stammelte: „Herr, Herr!“ Chismondo winkte ihm Schweigen; er wollte keinen Dank.

Der Alte setzte vor Bianca gedörrtes Fleisch, Brot und Früchte, und indes sie aß, erzählte sie ihre Flucht. Unermüdet von dem langen und heißen Weg, mit geröteten Wangen und lichterfüllten Augen, flossen ihre Worte frisch und klar wie ein Bergwasser. Wäre Donna Caterina noch am Leben, in deren Obhut sie blieb, da der Herzog mit Piero und den anderen weg geht die Stadt verließ, so wäre sie nimmer zur Burg gekommen. Aber auch Donna Caterina sank in die Erde, wiewohl sie den mit Essig getränkten Schwamm nicht aus der Hand ließ und der dicke Rauch von dem Hoffeuer heißend durch die Räume zog.

Da die aus einem verpesteten Hause entweichende Bianca niemand aufnehmen wollte, trieb Furcht und Hunger sie mit einem Heißerzug fort. In einiger Nähe ihm folgend, durch ihn geschützt, kam sie nahe der Burg. Durch die Maisfelder und Weingärten, den Olivenwald lief sie, den Graben durchwatete sie, klammerte den Fels hinan und rief zur Burg empor, bis Chismondo sie hörte.

Mit feurigem Dank ruhten ihre Augen auf ihm, der in Piero's Stuhl lehrend, schweigend ihre herbe Schönheit betrachtete. Eine Locke, aus dem Haartranz gelöst, hatte sich zwischen ihre Brauen gefenkt. Mit zierlicher Hand wand sie sie aus der gemöhlten Stirn in die Flechten zurück. Wie sie, in allen Atern von Leben glühend, vor ihm saß, erschien sie ihm wie die Jugend in ihrer schönsten Blüte. Da allmählich der Schlaf auf ihre Lider sank und ihr Kopf müde zur Seite neigte, erhob sich der Herzog vorsichtig und wies Piero schweigend zurück, der ihm leuchten wollte. Seine Augen umfahnten noch einmal ihr Bild, dann stieg er die Treppe hinab.

Unten wand er das Seil auf und hing es am Mauerring fest. Er meinte noch einmal einen sanften Druck auf seiner Schulter zu spüren, wo ihr Kopf geruht hatte.

Als Chismondo auf dem Lager in seinem Gemach des Schlummers harrte, ruhten seine Augen auf dem Fresko der Decke. In die glühenden Farben der venezianischen Schule gebannt, nur von bläulichem Mondlicht überglitten, tanzte dort ein nedischer Kinderreigen um die Schaumgeborene, die mit lodendem Lächeln dem Kriegsgott Helm und Schwert nahm und beides dem ein Lächeln in den Mundwinkeln verstedenden Amor an ihrer Seite zur Gut gab. . . . Das goldene Geslecht der Liebesgöttin wandelte sich ihm zu dem braunen Haartranz Biancas, ihr edelschönes Antlitz zu dem leichtgebräunten, wie mit zartestem Firnischaum bedeckten seines Schüßlings, und die strengen Züge des gepanzerten Mars wurden weich und fein wie seine eigenen. Darüber sanken ihm von Schlummer beschwert die Lider.

In der Frühe ward dem Gesinde und dem Hofstaat, selbst Cecco, der Burggarten verboten, und der erstaunte Torwart mußte dem Herzog den Schlüssel zu der kleinen Pforte überliefern, die aus der Burg führte. Dann stieg Chismondo zu Piero hinauf, um ihm und Bianca Schweigen aufzulegen. Man hätte sich gegen Chismondo empört, wäre laut geworden, daß jemand aus der verpesteten Stadt Einlaß in die Burg gefunden.

Bianca wurde des Herzogs ängstlich behütetes Geheimnis. Niemand erfuhr von ihr. Wie eine Gefangene war sie in der Burg,

aber der Herzog teilte ihren Kerker. In der Frühe, wenn der Torwart noch im Schlummer nickte, schlichen Ghismondo und Bianca durch die Pforte den Felsen hinab und tauchten in den dunkeln Schatten des Weinbergs, wo die Trauben von der Sonne braunrot gefocht waren.

Ghismondo schweig, aber seine Augen gewannen Leben und sprachen. Bianca plauderte von ihrer armen, aber glücklichen Jugend. Niemand lebte ihr als der Großvater. Die Mutter starb, als sie ihr das Leben gab; der Vater war im Dienst Venedigs gegen die Türken gefallen. Sie wuchs wild und kräftig wie eine Bergtanne auf, von Piero nur bewacht, wenn ihm der Dienst eine freie Stunde ließ.

Wie ein Strom des Lebens quoll es von ihr zu Ghismondo hinüber und rief ihn in eine Welt, die ihm bisher verborgen war. Mit klaren Augen sah sie die Dinge der Welt, ohne Hülle und doch nicht als wesenlos. Unter ihren Augen belebte sich alles, wie unter wärmender Flamme. Wenn sie von Ghismondos dunkler Jugend sprach, schlüßerte sie von Mitleid überwältigt, sich zärtlich an ihn schmiegend: „Du Armer!“ und ihre Augen senkten sich in die feinen wie lichte Sterne in einen schwarzen Vergsee. Sie pflückte Trauben und rasteten im Olivenwald an einem zerrissenen, mit silbergrauem Moos bedeckten Stamm. Er legte den Kopf in ihren Schoß, ermüdet von der rasch wachsenden Glut und dem langen Weg; denn in dem kühlen Schatten des Palastes aufgewachsen, war er der sonnigen Luft entwöhnt. Sie streifte Beere nach Beere ab und schob sie ihm zwischen die durstenden Lippen. So entschlummerte er ihr manchmal, und sie behütete ihn mit glücklichen Augen. Im Burggarten wand sie einen Kranz aus purpurnen Rosen und krönte ihn. Er nahm ihn und drückte ihn ihr auf die Wächelchen: „Du meine Herzogin!“ Da färbte sich ihr Antlitz wie die Knospen, und ihre Augen flammten gleich blauen Lichtern.

Abends in Pteros Kammer lehnte sie neben ihm, indes der Alte von Pinos Herrlichkeit erzählte: dreimal war der Kaiser sein Gast, und der Papst lud ihn dreimal nach Rom, ehe er kam. Wie ein Triumphator ward er von den Karbinälen eingeholt. Einem König gleich blickte er von seinem mit Gold aufgeäumtem Sappen, dessen silberne Hufe hell klangen und dem tausend Ritter auf andalusischen Rossen folgten, von denen die Scharlachdecken bis zur Erde hingen.

Mit einem Ehrenhelm, einem geweihten Schwert und einer goldenen Rose beschenkte ihn der Papst in St. Peter; Helm und Schwert deckte nun der Sarloppag über Pino, aber die goldene Rose prangte noch in einem Schrein im Dom. Ghismondo hatte sie stets als das Sinnbild von Pinos Größe betrachtet; er sah immer neben ihr die Welle, mit dem Fischerring geschmückte Hand des großen Papstes, der sie dem Ahn gegeben. „Wäre Du wie er!“ wünschte er, indes sein Haupt sich weich an Biancas Brust lehnte.

Die stille Trauer, die auf seiner Seele gelastet und seine Jugend verdüstert hatte, begann, wie Frühnebel von der Sonne aufgesogen, einem friedvollen Glück zu weichen. Die Burg wandelte sich ihm in einem anderen Sinne als Pino zu einer Burg des Glücks. Ihre dunkeln Gänge erzählten nicht mehr von Dolden, sondern von verschwiegenen Küßen, nicht mehr von Verschwörungen, sondern von leidenschaftlichen Geständnissen und Liebesgeflüster. Zum Leben erwacht, schritt er frei und unbeschwert. Er hatte die Liebe gefunden, sanft wie eine Mutter, zärtlich wie eine Geliebte, und sie besonnete ihm die Tage, die ihm wunschlos verfloßen. Ob sie, Hand in Hand, oft sich unbewußt umschlungen haltend, unter schwellenden Trauben schritten, im Olivenwald rasteten oder im Burggarten Kränze wanden, das Glück leuchtete in seinen dunkeln Augen und fand lachenden Widerschein in ihren blauen Lichtern.

Der Herzog ward für die Burg ein Geheimnis; er wurde selten gesehen, und auch Cecco ergründete ihn durch ernste und scherzende Fragen nicht. Ghismondo hatte auf alles nur ein personenes Lächeln.

Da geschah es eines Abends, da der Herzog mit Bianca zu Piero hinaufsteigen wollte, daß ihre Lippen sich in einem heißen Kuß fanden. Ghismondo erschauerte darunter wie in jener Nacht, da er die Toten aus dem verschütteten Brunnen rufen gehört. Das Condottierblut, das in Pinos Adern heiß geschäumt, fladerte in ihm wie Loderfeuer auf, und die sanft Widerstrebende eng umfangend, trug er sie davon.

Wie der Morgen aus dem in roten Wellen fließenden Horizont aufstieg, ging ein Traumbild durch Ghismondos Seele. Er sah sich vor der Loggia seines Palastes am Strande des Meeres, über das sich ein wolkenlos tiefblauer Himmel wölbte. Ueber das Wasser, wie aus dem Nichts entstanden, zog ein Wesen, leicht und düstig heran, gewann Gestalt und Leben und ward zu einer über das Irdische hinaus verklärten Bianca. Sie hob die Arme gegen ihn, und er wandelte, wie durch Zauber getrieben, ihr entgegen über das Meer, als sei es festes Land. Da sie sich erreichten, umschlangen sie einander und versanken wie von unsichtbaren Mächten in die Tiefe gezogen.

Erwacht fühlte der Herzog mit wohligem Schauer Bianca leise atmend mit glücklichem Lächeln neben sich. Er erhob sich von ihrer Seite und flüsterte mit heißen Lippen: „Leben! Leben!“ Er redete die Arme, als wollte er des Daseins Fülle in sich schließen und nimmer lassen. Da lag das Leben vor ihm in Kraft und Schönheit und war sein.

Er bog sich über Bianca, ihr Mund formte im Traum einen Namen, den seinen. Es war ein verwehender Hauch.

Da die Sonne sank und der heiße Tag einer schwülen Nacht weichen wollte, ward Messer Simoni, der Arzt, zum Herzog beschieden. Er fand ihn mit himmernden Schläfen und Lippen, trocken wie gedörrte Feigen.

Simone gab ihm einen kühlenden Trank, hielt die Hand mit dem jagenden Puls und drückte auf die glühende Stirn Lächer mit Eiswasser getränkt. Als der Herzog die fiebergelänzenden Augen aufschlug, klagte er über Brennen und Zerren unter der Achselhöhle.

Simon entblöhte seine Brust und erblaßte. Er wusch sich die Hände mit Essig, rief sie, daß sie sich röteten, wechselte sein Gewand und ließ es im Loderfeuer auf dem Hofe verbrennen.

Anfänglich geflüstert, dann laut mit allen Gebärden der Angst und des Schreckens erzählt, lief es in der Burg um: Der Herzog liegt danieder — Messer Simone verläßt ihn.

Ein Laufen und Jagen entstand unter den Hallen und in den Gängen. Die Diener schleppten ihre Habe zusammen, die Weiber liefen ratlos, der Hofstaat stand verstört, Cecco ließ Pferde und Wagen rüsten und dann begann die Flucht. Das Tor ward aufgestoßen, die Zugbrücke niedergelassen und hinaus in das brennende Land enttrannen alle, als sei ihnen der Tod auf den Fersen.

Der Herzog aber lag verlassen in seiner Kammer, wand sich in Fieberträumen und schrie Biancas Namen den toten Wänden zu. Stunde nach Stunde berging. Da öffnete sich die Tür und jaghaft sah ein Mädchenkopf in die Dämmerung. Verwundert hatte Piero den Auszug aus der Burg gesehen und war, da der Nachzügler kein Ende war, endlich in den Hof niedergestiegen. Da hatte einer der letzten Flüchtlinge ihm des Herzogs Krankheit erzählt und entsetzt hatte er es Bianca berichtet.

Nun war sie da, um Ghismondo nicht mehr zu verlassen. Sie wehrte mit sanfter Gewalt seinen Händen, die wild in die Luft griffen, sie löste ihm den Trank ein, den Messer Simone bereitet, aber nicht mehr gereicht hatte, sie legte ihm das kalte Tuch auf die lodernde Stirn.

Sein Haupt ruhte weich auf ihrem Arm, der sich um seinen Nacken schlang. Ein schmerzhaftes Lächeln suchte um ihren Mund, da er in seinen Fieberträumen schrie: „Leben! Leben! Frißte mich! Simon!“ aber sie verwand tapfer die Tränen.

Die Nacht verran und Ghismondo ward ruhig. Der Mond füllte die Kammer und sein Licht umfloß lind und zart die Schaumgeborene und ihren gepanzerten Geliebten. Er habete in lichten Wellen das Antlitz Ghismondos und Biancas, die ermattet an seine Seite gesunken war, so daß ihre braune Flechte, gelöst, in das blonde Gelod des Herzogs floß. So ruhten sie, bis Ghismondo jäh auffuhr und Bianca aus dem Schlaf riß.

Von fern klang es gedämpft, ein Klage- und Fußgefang von tausend bebenden Lippen:

Nun hebet auf all Eure Arme
Daß Gott sich über uns erbarme.

Mit geweiteten Augen starrte Ghismondo um sich. „Varmherzigkeit!“ rief es wie ein starkes Echo der nahenden Wallfahrer. Da zog ihn Bianca sanft auf das Lager nieder, weigte sich zu ihm und verschloß ihm den Mund mit ihren Lippen.

Vorauß der Geißlerchar in den flammenden Morgen hinein schritt unsichtbar dunkel und ernst eine hohe Gestalt. Sie wandelte über die Zugbrücke den Weg zur Burg hinan und fand, von niemandem zurechtgewiesen, doch die Kammer des Herzogs. Sie setzte sich zu Häupten des Bettes, auf dem Ghismondo mit erblaßten Wangen lag, die verdunkelten Augen auf Bianca gefest, die neben ihm entschlummerte.

Jetzt scholl es näher durch die heiß quellenden Lüfte in imbrünstigem Fliesen:

Nun hebet auf all Eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!

(Nachdruck verboten.)

Streitbare Professoren.

Von Eugen Iofani (Berlin).

Der Professorenstreit an der Berliner Universität regt unwillkürlich die Frage an, ob ähnliche Verlömmnisse auch in früheren Zeiten sich schon zugetragen haben, und man muß leider bekennen, daß die Weisheit, deren Hüter ja die Herren Professoren sein sollen, sie auch früher niemals davor bewahrt hat, mit Kollegen in Zank und Hader zu geraten, und daß die große Bedeutung mancher Gelehrten dennoch kein Grund für ihn war, der „klügere“ zu sein, der nach dem Sprichwort handelt.

Nun wäre es freilich ein tröstlicher Gedanke, zu wissen, daß der Streit der Gelehrten immer nur um gelehrte Dinge sich handelte; auf dem Boden des Streites der Meinungen blüht ja die Erkenntnis und Wahrheit. Leider aber hatte nicht selten ein Streit der Professoren, wie eben auch der, der jüngst die Gemüter in Berlin erregte, einen recht materiellen Hintergrund. Das war auch oftmals da der Fall, wo es sich anscheinend um die Wissenschaft handelte.

Auch im Jahre 1817 tobte an der Berliner Universität solch ein Kampf um das Katheder. Da wollte sich Karl Witte, der berühmte gelehrte „Wunderfuß“, der sechzehn Jahre alt und bereits in Heidelberg Doktor der Rechte geworden war, in Berlin habilitieren. Die Juristenfakultät, der berühmte Savigny an der Spitze, wehrte sich dagegen. Man machte alle möglichen Gründe da wider geltend: die Studenten würden vor einem Knaben nicht den nötigen Respekt haben, es sei unmöglich, daß der Doktorhut rechte erworben sei, u. s. w. Man setzte Gott und die Welt in Bewegung, als ob das Heil der Wissenschaft davon abhinge, daß der „Knabe“ keine Antrittsvorlesung halte. Als es schließlich doch zu einer solchen kam, entfielen die fürchterlichsten Ständale im Hörsaal. Und als Karl Witte Weisfall erntete und rechtlich nichts mehr gegen seine Habilitation einzuwenden war, keine Intrigen verlangen hatten, wandte man sich an den König und wußte die Sache so zu drehen und wenden, daß Witte als „Gnadenbeweis“ ein Stipendium zu einer Studienreise nach Italien erhielt. Natürlich war es bei den Juristen in der Hauptsache die Furcht gewesen, der junge Gelehrte könne ihnen die Hörer fortknappen, da manche Studenten vielleicht aus Neugierde zum „Wunderknaben“ in den Hörsaal gehen würden.

Nicht selten gaben die Gelehrtenstreite den Anlaß, daß neue Universitäten begründet wurden. So hatte sich z. B. der berühmte Jurist Christian Thomassius (1655 bis 1728) an der Leipziger Universität durch seine freitbaren Vorlesungen unmöglich gemacht. Er donnerte und wettete gegen seine Kollegen von der theologischen Fakultät, bis diese einen Haftbefehl gegen ihn zu erwirken wußten, demzufolge er über Berlin nach Halle floh, wo seine Vorlesungen wiederum soviel Anklang fanden, daß aus der dort bestehenden Ritterakademie eine Universität gebildet wurde.

Und viele Jahre vordem (1495) waren sich in Leipzig zwei andere Gelehrte, die damals sehr berühmten Mediziner Simon Bistoris und Martin Pollich, in die Haare geraten. Sie stritten sich über die Franzosenkrankheit, — so nannte man in jener Zeit die Syphilis —, und ihre Fehde wurde so heftig, daß Bistoris erklärte, er könne nicht mit Pollich an ein und derselben Lehrstätte dozieren. Er wandte sich an den Kurfürsten Johann von Brandenburg, dessen Leibarzt Bistoris war und der gerade im Begriff stand, in Frankfurt a. O. eine Universität zu begründen. Bistoris erhielt auch den Auftrag, die Angelegenheit zu regeln, und hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als in seinen Vorlesungen damit zu prahlen, um den gelehrten Gegner damit zu ärgern. Natürlich war Pollich nun auch nicht faul; er wandte sich an den Kurfürsten von Sachsen und wußte diesen anzustacheln, die Universität Wittenberg zu begründen und ihn, Pollich, zu deren Rektor einzusetzen. Bistoris war jetzt seinen Gegner los und wettete weiter in Leipzig gegen seinen aus dem Felde geschlagenen Feind.

In vielen Fällen nahmen die Professoren die gelehrten Streitigkeiten zum Vorwand, sich populär zu machen. Sie würzten ihre Vorlesungen mit Invektiven gegen ihre Gegner und zogen auf diese Art die Hörer an, denn für die Studenten war es ganz amüßig, derartige Müßereien vom Katheder herab zu hören. Auch hier hatte also der gelehrte Streit einen sehr materiellen Hintergrund.

Zwei Gelehrte erwarben sich in dieser Hinsicht besonderen Ruhm, zumal durch die Originalität, die sie bei ihren Zänkereien entwickelten. Der eine war der Rechtshistor Gottfried Christian Weireis (1730—1809), der an der Helmstedter Universität dozierte, jenes berühmte Gelehrtenoriginal, das auch einst von Goethe seiner wunderbaren Grillen und berühmten Sammlungen halber besucht worden war. Weireis scheute sich nicht, in seinen Vorlesungen seine Kollegen mit den unglücklichsten Schimpfwörtern zu belegen, was diese wunderbare Weise sich gefallen ließen, ohne daß jemand es wagte, den berühmten Gelehrten anzusehnen, da er trotz seiner Wunderlichkeiten die einzige Leuchte der im Niedergang begriffenen Lehrstätte war. Einige seiner Aussprüche während der Vorlesungen waren beispielsweise diese: „Ich bitte Sie, sich dies genau anzusehen, sonst werden Sie stets so unwissend bleiben, wie mein Kollege X.“ Oder: „Kennen Sie dies? (indem er ein Präparat oder irgendeinen seltenen Gegenstand aus seinen Sammlungen zeigte). Nein! Nun, so können Sie freilich auch Universitätsprofessor in Helmstedt werden. Denn mein Kollege Y. wird das auch noch nie gesehen haben. Aber jeder einigermaßen brauchbare Mensch sollte das doch kennen lernen!“

Von ähnlicher Art war der Heidelberger Jurist Morstadt († 1850), der in den dreißiger und vierziger Jahren durch seine twisigen, aber oft auch sehr zynischen Bemerkungen und seine Schimpfereien über die Kollegen die Studenten in seinen Hörsaal lockte.

„Hier habe ich ein Buch, meine Herren,“ soll er einst auf dem Katheder gesagt haben, „das man seiner Schleichtheit wegen für ein Werk des Kollegen Pöpsf halten sollte, aber der Kollege Mittermayer ist der Verfasser.“ Ein anderes Buch desselben Gelehrten zeigte er einst seinen Zuhörern mit den Worten: „Ich werfe dasselbe an die Wand; was daran gut ist, bleibt hängen!“

Einen anderen Kollegen, der geackelt worden und sich als „Ritter von N.“ in eine Diste eintrug, ärgerte Morstadt, indem er seinen Namen kurz darunter schrieb und im Gegensatz zum Ritter sich als „Ruhgänger Morstadt“ bezeichnete. Eine ganze Flut von Pamphleten, die er geschrieben und die gegen ihn gerichtet sind, befinden sich in der Heidelberger Universitätsbibliothek. Aber nicht

nur durch Bosheiten gegen seine Kollegen würzte Morstadt seine Vorlesungen. Als im Jahre 1847 in Karlsruhe das Theater abbrannte, wobei zahlreiche Menschen ums Leben kamen, erlaubte sich der Zunker die Bosheit, in seiner Vorlesung von dem namenlosen Unglück zu sprechen, das aber, wie jedes Unglück, auch einen Trost in sich birgt: von der reichen Theaterbibliothek seien wenigstens die dramatischen Werke des artistischen Direktors, des Freiherrn von Ruffenberg, gerettet.

Indessen war Morstadt nicht der einzige Zunker an der Heidelberger Universität, und es fehlte auch in der Neckarstadt nicht an Kämpfen ähnlicher Art, wie sie jetzt in Berlin vorkamen. Gerade die Juristenfakultät bestand ein paar Jahrzehnte hindurch in unverständlicher Weise aus denselben Persönlichkeiten, neben den genannten Morstadt, Pöpsf und Mittermayer aus noch ein paar mittelmäßigen Gelehrten, die niemanden neben sich aufkommen ließen. Der Rechtsphilosoph Karl Röder (1806—1879), ein Mann, der im Auslande so berühmt war, daß ihn die Universität Madrid zum Ehrenprofessor ernannte, konnte es niemals zum ordentlichen Professor bringen, obwohl er weit bedeutender war, als jene erbeingesehnen Herren, die ihn von der Pforte des Heiligtums der Fakultät ausschloßen.

Ein recht boshafter Kollege konnte auch der Heidelberger Philosoph Reichlin-Meldegg (1801—1877) sein. Eines Tages ging er mit seiner Frau und seinem Söhnchen auf das Heidelberger Schloß. Da begegnete ihm einer seiner Kollegen, mit dem er des öfteren in theologischem Streit war, und der ihn aufziehen wollte, indem er ihn skeptisch begrüßte: „Ei, da kommt ja die heilige Familie!“, worauf die rasche Antwort erfolgte: „Ja, ja, jetzt sind wir vollzählig; es hat nur noch der Esel gefehlt!“

Aber auch in rein wissenschaftlichen Streitigkeiten der Gelehrten ward oft genug von berühmten Männern der Wissenschaft eine Menge Gift und Galle verspritzt. „Der Größte behält recht. Es ist ein anregendes und lustiges Spiel, dem Schach nahe verwandt“, so sagt der vor ein paar Jahren verstorbene Humorist Hans Hoffmann, der selbst eine Zeitlang Wiltstreiter in einem wissenschaftlichen Kampfe war. Diesen hatte der Philologe R. Lachmann um die Entstehung des Ribelingenliedes eröffnet, wobei ihm in A. Goldmann und F. Jarnde Gegner erwuchsen. In einer reizenden Humoreske „Die Handschrift A.“ hat Hans Hoffmann später, als er unter die Schriftsteller gegangen war, diesen Kampf um der Ribelingen Hirt wieder lebendig gemacht. Die Münchener Handschrift, die nach Lachmann die älteste Gestalt des Liedes darstellt, wird in Hoffmanns Humoreske zum Verhängnis eines jungen Philologen, der einst wie der junge Hoffmann selbst im Geiste des Meisters, Lachmann, streitet. Das erbitterte Redueduell zwischen Professor und Prüfling ist eine treffliche Satire auf die Gelehrtengröbheit.

Ein streitbarer Professor anderer Art war der Philosoph Schelling (1775—1854), der in allen Schriften über neuere Philosophie immer nur Plagiate aus seinen eigenen Werken witterte. „Der peinliche Verdacht, bestohlen zu sein“, sagt Kuno Fischer in seiner Geschichte der neueren Philosophie, „wird zum stehenden Argwohn und macht unter den Zügen, die Schelling verunstalten, den widerwärtigsten und kleinlichsten Eindrud.“

Als im Jahre 1829 Christian Kapp (1790—1874), der auch ein Hörer Schellings gewesen, damaliger Professor in Erlangen, Schelling eine Schrift: „Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesis“ sandte, zog Schelling auch sofort gegen Kapp in einer alle Grenzen des Anstandes überschreitenden Weise zu Felde. Er bezeichnete ihn als „notorischen Plagiator, der unter die diebische Nachdruckerzunft gehöre und sich ihm, Schelling, nähere, um durch hündisches Schöntun und Schweißwedeln die wohlverdienten Fußtritte abzumenden“. Kapps briefliche Erwiderung wurde gar nicht angenommen. Das war ein Stoß, der auf Kapps ganzen Lebensgang und seine ganze wissenschaftliche Richtung bestimmend wirkte. Der Haß gegen Schelling beherrschte fortan sein ganzes Leben und Wirken; seine Reden und Schriften atmeten diese Leidenschaft. In einer vierzehn Jahre später anonym erschienenen Schrift: „Fr. W. Joseph von Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages, von einem vieljährigen Beobachter“ gab er eine vernichtende Charakteristik Schellings. Da heißt es: „Keine neue Lehre bringe Schelling in Berlin, sondern wiederkäme die alte, unter dem Hohnlächer der Gumeniden freffe er sein Gespött, er sei der Judas und Segasies der deutschen Wissenschaft, der echte Lucifer der Philosophie des Abfalls, das Plagiat sei das eigentliche Prinzip seiner schriftstellerischen Tätigkeit.“ Knapp wollte den Spieß umdrehen, meinte Fischer, aber er hatte keinen Spieß. Seine Produktionskraft reichte nicht hin, Schelling den Heiligenschein zu entreißen.

Auch gegen den Heidelberger Theologen Paulus (1761—1851) prozeßierte Schelling, weil Paulus die „Philosophie der Offenbarung“ nach einem nachgeschriebenen Kollegienhefte Schellings publiziert habe, wegen Nachdrucks, verlor aber den Prozeß, und infolge des Skandals, der sich an diesen Rechtshandel knüpfte, legte Schelling sein Lehramt nieder. Der Pfeil schmolte schließlich gegen den, der ihn abgesandt, zurück, und das ist erfreulicherweise da, wo es bei wissenschaftlichen Streitigkeiten nicht eigentlich um die Wissenschaft, sondern um den materiellen Boden für die Wissenschaft geht, nicht selten der Fall.